

Der verlorene Berg : historische Erzählung

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **222 (1943)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-375190>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der verlorene Berg.



rig dreinschauten. Sogar der Knecht, Johann, der sonst viel Spaß machte, saß mit gesenktem Kopfe am Tischende und zeichnete mit verschafften Händen allerlei Figuren auf die Schieferplatte.

Das Schweigen lag wie Blei in der Stube. Endlich brach es die Mutter. Sie rückte ihren Stuhl zu recht und sagte laut:

„All' die Jahre her haben wir Abend für Abend gebetet – mir ist, wir sollten es heute erst recht tun.“

Der Bauer Martinus Heeb warf die Hände über den Tisch. Er seufzte tief auf.

„Ja, gebetet haben wir allerwegen! Und nun kommt das Glend halt doch!“

Die Frau sah ihn bittend an.

„Red' nicht so, Martinus – was der Herrgott schickt, müssen wir annehmen, und jedes Unglück kann ein Segen werden!“

Der Bauer lachte rauh. Die Kinder schrakten auf. Die größeren Buben und das Annamarelli machten erschauerte Augen. Warum war der Vater so böse zur Mutter? Warum lachte Johann nicht heute abend und warum tat man das Licht auf den Tisch, wo es im Tal unten kaum dämmerig war?

Der Wiesl wagte zu fragen:

„Was meint Ihr für ein Unglück, Muetter?“

„Schweig!“ herrschte der Vater den Buben an.

Die Mutter aber rückte nahe zu den Kindern. Es schien, sie wolle sie schützen.

Als wieder eine Weile vergangen war, sagte sie laut:

„Lasset uns beten, daß Gott uns bewahre vor den größten Uebeln dieses Lebens. Vor Pest, Hunger und Krieg, verschone uns, o Herr!“

Mechanisch beteten die Kleinen mit. So hatten sie es alle Abende getan. Unten am Tisch aber stand der Knecht auf und rief, als müßte er ersticken:

„Ich geh! Da halt' ich's nicht mehr aus. Mag sein, daß bei uns in Bünden der Tod noch nicht ist.“

Und ob der Bauer zu schimpfen anhub – Johann machte sich wie ein Dieb aus der Stube davon. Die Haustüre fiel gleich darauf schwer ins Schloß. Der Knecht hatte kein Gewand und keine Wegzehrung mit-

genommen, entlaufen war er, als ließe ihm ein Gespenst nach.

historische Erzählung von Maria Dutli-Rutishauser.

„Der Tod?“ fragte Annamarelli.

Es mußte schon, was der Tod sei. Aber sie waren doch alle gesund. Die Großmutter damals, die war alt und krank gewesen, als sie starb. Was meinte nur der Johann, wenn er vor dem Tode floh?

Die Mutter seufzte nur. Wie konnte sie den Kindern sagen, was seit heute morgen wie ein schwerer Stein auf ihrer Seele lag?

„Kommt zu Bett, Kinder“, sagte sie und führte sie über die Ofenstiege hinauf in ihre Kammern.

Als sie den Wiesl zudeckte, flüsterte er heiser:

„Muetter, ich weiß, Ihr meint den schwarzen Tod!“

Die Heebin schrie leise auf. Man sagte doch das Wort nicht! Alle wußten sie um den schwarzen Tod, aber niemand wagte ihn zu nennen. Und wie sie nun vom Bette des Knaben ging, rief er sie noch einmal:

„Hättet Ihr mir ein bißchen Tee, Muetter?“

Die Frau stand starr. Eine ganze Weile hielt sie sich am Bettpfosten fest. Ihr Herz setzte aus, dann schlug es wie wild gegen die Brust. Endlich konnte sie fragen: „Was tut dir weh, Bueb?“

Der Wiesl schluckte einmal. Dann sagte er:

„Ich weiß es nicht, Muetter, aber es ist, als würde mich jemand würgen – im Hals, auf der Brust – überall.“

Die Mutter legte die Hand an des Buben Stirne. Sie lächelte ihm durch die Dämmerung zu. Aber ihr Lächeln war verzerrt. Dann tastete sie sich über die Stiege hinunter in die Stube.

Der Mann war nicht da. Mechanisch räumte die Frau der Kinder Kleider auf die Bank – sechs Häuflein gab es, eins für jedes Kind. Und als sie Wiesls Kittel hinlegte, trat Martinus in die Stube. Verbirren sagte er:

„Nun hab' ich alles zugemacht. Es kommt mir kein Mensch mehr ins Haus, keiner mehr hinaus. Ich will sehen, ob man nicht davor sein kann.“

Die Heebin sah den Mann an. Es mollte ihr das Herz zerreißen, als sie sagte:

„Ja, mach zu, aber es ist zu spät.“

Er blieb vor ihr stehen – schien sie nicht verstanden zu haben.

„Was meinst?“

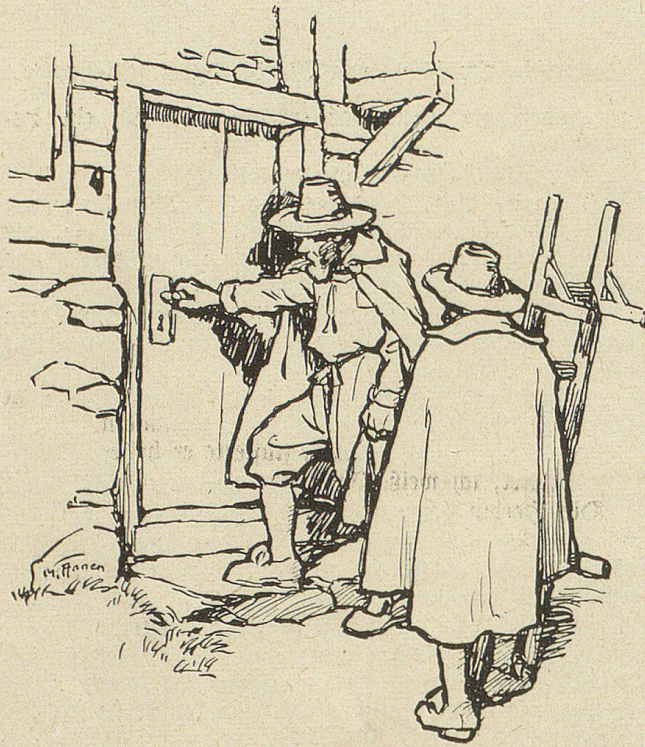
Sie wischte die Tränen fort und würgte heraus: „Der Wiesl – ich glaube, er ist – krank.“

„Krank!“ polterte der Mann. „Eben erst ist er in der Stube gefessen und nun soll er krank sein!“

Aber aus der Kammer kam jetzt ein Schreien, das Weinen eines Gemarterten.

„Herrgott!“ schrie der Heeb-Bauer auf und sank schwer auf die Stabelle nieder.

Sie gingen diese Nacht nicht zur Ruhe. Der Bauer lief durch Stube und Stall, bald betend, bald fluchend. Die Frau kochte Tee, schüttelte Wiesls heiße Laubsäcke



auf und wagte nicht nach dem Kleinen zu sehen, der schrie.

Am Morgen war des Knaben Körper voller Beulen, schwarz und eitrig brachen sie auf. Und ehe der Abend sank, war er tot. Der Bauer nahm das Bündel und vergrub es tief in der Habermiese, weit weg vom Haus. Als er den letzten Wasen auf den Hügel warf, spürte er ein Stechen in der Brust. Auf den Spaten gestützt, wartete er, bis der Krampf vorbei war. Aber dann schwand ihm das Bewußtsein und als er wieder zu denken vermochte, lag er auf seines Bubens frischem Grabe. Da schlich er sich auf allen Vieren, wie ein wundes Tier, nach Hause.

Die Frau schrie nicht auf, als sie ihn sah. Ihr Gesicht war wie Stein. Sie hob den Mann auf, legte ihn auf das Bett und betete unbewußt vor sich hin: „Vor Pest, Hungersnot und Krieg, verschone uns, o Herr!“

Zwei Tage wehrte sich des Martinus starkes Herz. Als er am dritten Tage starb, dankte die Heebin Gott. Sie hielten es im Hause kaum noch aus, so füllte der Atem des Todes die Kammern. Sie lief selber ins Tal, um jemand zu rufen, den Toten zu vergraben. Und da erfuhr sie, daß auch zu Sevelen der Tod umging. Neben dem Wesi haben sie den Vater gelegt und mit Kalk begossen, wie es der Seveler Vater verlangte.

Dann kam eine Nacht, in der das Leben im Hause am Sevelerberg gemäht wurde wie zeitiges Sommergras. Die Kleinen raten die Neuglein zu und schienen zu schlafen. Aber je weiter die Nacht schritt, umso unruhiger wurden sie und als die Heebin einmal nachschaute, waren die Kleinen tot. Ihr Herz wollte stocken. Aber noch ehe sie recht begriff, schrien schon das Anna-mareili und der Jakob nebenan. Da griff das Ent-

setzen nach der Mutter. Irr wurden ihr die Sinne. Sie legte sich zu dem fiebernden Maitli ins Bett und spürte noch, wie die Hitze der Kranken auch ihren Körper versengte.

Als nach zwei Tagen die Totengräber auf den „Berg“ kamen, um nachzusehen, sandten sie das Haus verriegelt, die Läden geschlossen.

„Die sind dem Tod entlaufen“, meinten sie und kehrten um. Doch wie nach Monden die Pest aus dem Rheintal schwand, da fiel den Sevelern das leere Haus auf dem Berg wieder ein. Sie schickten von Amtswegen den Boten hinauf. Wie der aber die Türe gewaltsam erbrach, floh er heulend und wie hinterfönnig zu Tal.

„Der Tod liegt eingeschlossen im Sevelerberg“, rief er und verbreitete Angst und Entsetzen im ganzen Dorf. Lange berieten die wenigen Männer, die der Tod verschont hatte, und endlich wurden sie schlüssig, das Haus niederzubrennen.

In einer sternklaren Nacht zogen zwei durch das Los bestimmte Männer auf den „Berg“ und warfen brennende Fackeln in den offenen Hausgang. Dann liefen sie davon. Der Hauch der Verwesung von Menschen und Tieren füllte die Luft weitem.

So ging des Heebbauern Anwesen in Flammen auf. Die Stätte, an der das Leben zweier Menschen in sechsfacher Blüte stand, ward verwüstet und durch lange Jahre getraute sich niemand, die Aecker und Weiden zu bebauen. Heute noch trägt das Gut der anno 1629 vom schwarzen Tod weggerafften Familie den Namen „verlorenen Berg“.

Worum?

Worum denand all blooge?
 Df 'mool ischt 's Lebe-n-uus;
 denn isch-es z'spoot zom Neue,
 liit ääs im letschte Huus!
 Los nüd de Haß regiere...
 Chascht du ääs nüd verstoh,
 ond magch-es nüd - loss's mache
 ond siner Wege goh!

Worum denand all blooge?
 Was het mer au derbii,
 meh as Verdrosß ond Chommer
 ond söß trääts nünte-n-ii!
 Jo woll, e böses Gwösse
 ond vor em Herrgott Echand;
 au d'Ernt' vo dem, was gsäyet
 ond pflanzt mit böser Hand!

Worum denand all blooge?
 Statt z'Lieb tue, was me cha! -
 Nüd ooverföhnli boche,
 büüt ääs de Frede-n-aa!
 's chönnt z'spoot see, wenn d' nüd loss't -
 Du, 's Neue, seb tuet meh...
 Kä's wääßt, wenn 's Stöndli chlocket,
 wo's Rechenschaft mues gee!

Frieda Tobler-Schmid.